

Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses

Harald Welzer

1. Engramme und Exogramme

Der Film „Blade Runner“ von 1982 ist ein Film über das Gedächtnis. Er spielt im Jahr 2028. Zu dieser Zeit haben sich die Menschen mit Hilfe der Gentechnik längst Hilfstuppen geschaffen, sogenannte Replikanten, die, mit Hochleistungseigenschaften unterschiedlichster Art ausgestattet, Arbeit auf anderen Planeten verrichten. Replikanten wissen nicht, dass sie künstlich erschaffen worden sind; man hat ihnen ein autobiographisches Gedächtnis gegeben, sie tragen Fotos aus ihrer fiktiven Kindheit in ihren Brieftaschen, und sie können Geschichten von früher erzählen. Ihre Lebensdauer ist freilich begrenzt. Sowenig sie eine Vergangenheit haben, so wenig haben sie eine Zukunft. Nach einigen Jahren ist ihre vorprogrammierte Lebensdauer erschöpft. Von Zeit zu Zeit gelingt es vereinzelt Replikanten, hinter das Geheimnis ihrer prekären Existenz zu kommen. Für solche Fälle gibt es speziell ausgebildete Detektive, sogenannte Blade Runner, die mittels besonderer Befragungs- und Beobachtungstechniken herausfinden können, ob sie es mit einem richtigen Menschen oder einem Replikanten zu tun haben, um letztere dann unschädlich zu machen. Einer von ihnen ist Deckard. Rachel, die Assistentin von Tyrell, dem Vater des genetic engineering und Chef der Tyrell-Company, die die Replikanten herstellt, befürchtet, dass sie ebenfalls künstlich erschaffen wurde. Sie sucht Deckard auf, um sich davon zu überzeugen, dass sie menschlich ist. Es entspinnt sich der folgende Dialog:

Rachel: *You think I am a replicant, don't you. (zeigt ein Foto) Look, it's me with my mother.*

Deckard: *Ya! Remember when you were six? You and your brother sneaked into an empty building through the basement window, you were gonna play doctor. He showed you his and when it was your turn you run away. Do you remember this? Did anybody tell you that? Your mother? Tyrell?*

Do you remember the spider living in a bush outside your window, orange body, green legs? You watched it build a web all summer, and one day there was a big egg in it. The egg hatched

Rachel: *the egg hatched and hundreds of baby spiders came out, and they ate her.*

Deckard: *Implants. Those are actually memories of somebody else. Of Tyrell's nices.*

Rachel: *(cries)*

Deckard: *Okay! Bad joke. I made a bad joke. You are not a replicant.*

Deckard wendet eine so einfache wie vernichtende Strategie an, um Rachel nachzuweisen, dass sie eine Replikantin ist: Er erzählt ihr, an was sie sich erinnert. Wenn man sich einen Augenblick lang vorstellt, jemand Fremdes würde einem die tiefsten und geheimsten Details aus der eigenen Lebensgeschichte so erzählen, als kenne er sich darin aus wie man selbst, wird einem klar, dass Rachel in diesem Augenblick das Fundament ihrer ganzen Existenz genommen wird. Sie kapituliert, indem sie Deckards Erzählung ihrer autobiographischen Erinnerung nahtlos zu Ende bringt. Deckard schließt kühl: kein gelebtes Leben, Implantate. Rachels Erinnerungen sind die Erinnerungen von jemand anderem. Rachel weint.

In dieser kurzen Dialogsequenz zeigt sich, worauf das autobiographische Gedächtnis ruht: nämlich keineswegs nur darauf, was der neuronale Apparat an Erfahrungen synaptisch encodiert hat, sondern eben auch darauf, dass Erfahrungen nur dann als solche gelten können, wenn diese Geltung sozial fundiert ist: Es muss noch andere Menschen geben, die jederzeit bestätigen, dass das Erinnerungsinventar des Autobiographen mit dem auf ihn bezogenen Erinnerungsinventar seiner sozialen Umwelt übereinstimmt. Dabei spielen externe Erinnerungsquellen eine wichtige Rolle – deshalb präsentiert Rachel Fotos, die sie als Kind zeigen. Autobiographisches Gedächtnis ist, im Gegensatz zu landläufigen Annahmen, keineswegs ein organismusinternes Gedächtnissystem, sondern in außerordentlich hohem Maße auf externe Quellen, Daten und Marker angewiesen – in Gestalt anderer Personen und in Gestalt von Erinnerungsspeichern unterschiedlichster Art.

Die neurowissenschaftliche Gedächtnisforschung bezeichnet die neuronalen Aktivierungsmuster, die zu einer Vorstellung oder einer Erinnerung gehören, als „Engramme“; Engramme repräsentieren, wenn man will, die Spuren all unserer Erlebnisse und Erfahrungen. Dagegen bezeichnen Exogramme (Donald 2001) externale Gedächtnisinhalte jeglicher Art, die zur Bewältigung gegenwärtiger Anforderungen und zur Entwicklung von Handlungsoptionen für die Zukunft genutzt werden. Es kann sich dabei um schriftliche, mündliche, symbolische, gegenständliche, musikalische, habituelle, kurz: um jegliche Inhalte handeln, die entweder selbst als menschliches Orientierungsmittel entwickelt worden sind (wie zum Beispiel die Sprache) oder als solches verwendet werden können (wie der Sternenhimmel zum Navigieren). Ein solcher Inhalt springt aber, um es quantentheoretisch zu formulieren, in dem Augenblick in den Zustand eines Exogramms, in dem er von einem Subjekt als externer Gedächtnisinhalt betrachtet und verwendet wird.

Im Unterschied zu Engrammen sind Exogramme permanent, das heißt, sie überschreiten die zeitlichen und räumlichen Grenzen der individuellen Existenz und den Horizont persönlicher Erfahrung. Evolutionär betrachtet liegt der entscheidende Schritt der menschlichen Phylogenese in der Entwicklung von Symbolen, weil diese, wie Merlin Donald gezeigt hat, die Möglichkeiten der menschlichen Kognition um einen höchst leistungsfähigen Gedächtnisspeicher bereichern, wobei sich vor allem die Speichereigenschaften von Engrammen und Exogrammen unterscheiden: Während Engramme „impermanent, small, hard to refine, impossible to display to awareness for any length of time, and difficult to locate and recall“ sind, stellen Exogramme „stable, permanent, virtually unlimited memory records that are infinitely reformatable“ dar und erweisen sich als bewusstseinsfähig (Donald 2001, 309 ff.). Entsprechend kann man Exogramme leicht und mit einer Fülle unterschiedlicher Verfahren abrufen. Das menschliche Bewusstsein verfügt damit über zwei Repräsentations-

systeme, ein internes und ein externes, während alle anderen Lebewesen nur über ein internes verfügen.

Gedächtnis repräsentiert mithin nicht nur Spuren von faktischen Geschehnissen, sondern von allem, was in der kommunikativen Existenz von Personen eine Rolle gespielt hat. Anders gesagt: Man kann sich nicht nur an Dinge erinnern, die einem tatsächlich widerfahren sind, sondern auch an solche, über die man nur gesprochen hat, die man geträumt oder die man sich lediglich vorgestellt hat. Das autobiographische Gedächtnis ist also eine biopsychosoziale Einheit, die nach Maßgabe gegenwärtiger Erfordernisse auf Erinnerungsbestände potentiell jeder Art zugreift (Markowitsch/Welzer 2005). Evolutionär betrachtet ist Gedächtnis ohnehin nichts anderes als das Vermögen von Organismen, sich an sich verändernde Umwelten anpassen zu können, indem sie auf gespeicherte Muster von Reaktionen auf Reize zurückgreifen können. Gedächtnis dient der Bewältigung von Gegenwartsanforderungen; der Bezugspunkt von Erinnerungen liegt also weniger in der Vergangenheit als in Gegenwart und Zukunft.

2. Die sieben Sünden des Gedächtnisses

Erinnert wird also so, wie es im jeweiligen Augenblick zu gebrauchen ist. Dass das autobiographische Gedächtnis ausgesprochen geschmeidig in der Integration unterschiedlichster Quellenbestände ist, dafür liefert die Gedächtnisforschung eine Reihe von Begründungen. Dabei liegt grundsätzlich ein Problem darin, dass die Nichterfüllung realitätsgerechter Wiedergaben von vergangenen Geschehnissen stets als defizitär betrachtet wird, als „Fehlleistung“ des Gedächtnisses oder als „false memory“ etwa. Es erscheint aber als höchst verwunderlich, dass das Zentralorgan der menschlichen Weltbewältigung evolutionär so insuffizient entwickelt wurde, dass es sich pausenlos Fehler leistet. Vielleicht hat das, was als falsches Erinnern und Fehlleistung erscheint und als ärgerlich empfunden wird, ja Methode. Anders könnte das menschliche Gedächtnis seine schier grenzenlose Integrationsfähigkeit gar nicht erfüllen, und als assoziativ arbeitendes System muss es notwendig mit Unschärfen und riskanten Verbindungen operieren. Die markantesten „Fehlleistungen“ des Gedächtnisses hat Daniel Schacter (1999) aufgelistet:

(1) Das Verblässen von Erinnerungen. Man kann davon ausgehen, dass Erinnerungen dann verschwinden, wenn sie nicht in Anspruch genommen werden; möglicherweise lösen sich die synaptischen Verknüpfungen der entsprechenden Engramme auf, wenn die Erinnerung nie abgerufen wird (Schacter 1999, 184).

(2) Eine weitere Problematik des Erinnerns entsteht schon im Moment der Einspeicherung, denn natürlich ist unsere Wahrnehmung in jeder Situation, in der wir uns befinden, höchst selektiv. In das Langzeitgedächtnis werden also überhaupt nur jene Aspekte einer Situation überführt, denen unsere Aufmerksamkeit gegolten hat. Man kann sich das an den Tricks von Variete-Zauberkünstlern klarmachen, die darauf basieren, dass die Aufmerksamkeit der Zuschauer so sehr auf einen Aspekt der sichtbaren Situation focussiert wird, dass diese andere Manipulationen selbst dann nicht wahrnehmen, wenn sie ganz unverdeckt vollzogen werden. Daneben spielt eine Rolle, dass Personen nach Kategorien wahrgenommen werden; es ist einfach im Regelfall nicht wichtig, sich die Charakteristika einer Person einzuprägen, die einen nach dem

Weg fragt und die man danach nie wiedersehen wird. Kriminalisten können eine unendliche Fülle solcher Erinnerungsfehleistungen aus Zeugenverhören berichten.

(3) Oft scheint der Abruf von Erinnerungen irgendwie blockiert. Hierbei handelt es sich meist um temporäre Schwierigkeiten, etwas klar zu erinnern; man hat das Gefühl, es „läge einem auf der Zunge“ (weshalb diese Blockierung auch als TOT (tip-of-the-tongue)-Phänomen bezeichnet wird). Man geht davon aus, dass andere Erinnerungspartikel mit jener Erinnerung interferieren, die man abzurufen beabsichtigt. Da der Erinnerungsabruf offensichtlich in der Aktivierung eines assoziativen Musters besteht, würde ein Interferieren anderer Assoziationen einer korrekten Aktivierung tatsächlich auch im Wege stehen. Deshalb fällt einem oft zu einem späteren Zeitpunkt, wenn es um ganz andere Dinge geht, die gesuchte Erinnerung ganz von selbst wieder ein (Schacter 1999, 188).

(4) Ein sehr weites Feld bilden die Fehlerinnerungen. Der problemlose Import „falscher“ Erinnerungen in die eigene Lebensgeschichte etwa geht darauf zurück, dass ein Erzähler sich zwar korrekt an einen Zusammenhang erinnern kann, sich aber in der Quelle täuscht, aus der er diese Erinnerung geschöpft hat – weshalb etwa auch Bücher oder Filme zur Quelle von Erinnerungen werden können, die man als seine eigenen empfindet. Quellen-Verwechslungen und Quellen-Amnesie spielen gelegentlich auch eine Rolle in urheberrechtlichen Streitigkeiten, etwa wenn die Melodie eines Schlagers anscheinend plagiiert wurde. Auch in solchen Fällen von „unintended plagiarism“ kann die Ursache eine Quellen-Verwechslung sein und der Komponist ganz unabsichtlich eine Melodie, die er in Wahrheit von irgendwoher kannte, als seine eigene Kreation verstanden haben.

In diesem Zusammenhang sei noch auf die Bedeutsamkeit der visuellen Repräsentanz von Erinnerungen hingewiesen: Gerade das, was einem „noch genau vor Augen steht“, wovon man noch jedes einzelne Detail buchstäblich zu sehen glaubt, stattet den sich Erinnernden mit der felsenfesten Überzeugung aus, dass das, woran er sich erinnert, auch tatsächlich geschehen ist. Erstaunlicherweise und subjektiv äußerst schwer nachvollziehbar liegt das aber nicht unbedingt daran, dass sich das Geschehen erst auf der Netzhaut und dann im Gehirn nachgerade eingebrannt hat, sondern daran, dass die neuronalen Verarbeitungssysteme für visuelle Perzeptionen und für phantasierte Inhalte sich überlappen, so dass auch rein imaginäre Geschehnisse mit visueller Prägnanz „vor den Augen“ des sich Erinnernden stehen können. Gerade hier ist die Diskrepanz zwischen der subjektiven Überzeugung, sich genauestens zu erinnern, und dem Artefaktischen der Erinnerung am größten (Welzer 2002, 34 ff.).

(5) Einen wichtigen Aspekt bei Fehlerinnerungen aufgrund von Quellen-Amnesien und -Verwechslungen stellt Suggestibilität dar, die in spezifischen Situationen wie etwa therapeutischen Settings oder Tiefeninterviews besonders hoch sein kann und zur Generierung von lebensgeschichtlichen Erinnerungen führen kann, die keine Entsprechung in der faktischen Lebensgeschichte haben. Ein spektakuläres Beispiel hierzu stellt der Fall des Schriftstellers Benjamin Wilkomirski dar, der seine Kindheitserfahrungen im Konzentrationslager in einem äußerst erfolgreichen Buch veröffentlicht hatte (Wilkomirski 1996). Es stellte sich allerdings bald heraus, dass Wilkomirski in Wahrheit Bruno Dösseker heißt, bei Schweizer Adoptiveltern aufgewachsen war und nie etwas mit dem Holocaust zu tun hatte. Allerdings hatte er sich über Jahre hinweg durch Besuche in Lagern, Aneignung der entsprechenden Lektüre

und mit einem gewissen suggestiven Feedback aus Therapien eine Opfer-Identität zugelegt, an die er offenbar selbst glaubte (Assmann 2001).

(6) Erinnerungen werden verzerrt. Grundsätzlich ist es so, dass vorhandene Überzeugungen und Einstellungen in Bezug auf Menschen und Situationen uns dazu veranlassen, diese auch entsprechend selektiv wahrzunehmen und gemäß unserer Kategorisierungen zu erinnern. So konnte etwa in einer Reihe neuerer Studien nachgewiesen werden, wie unterschiedliche Informationen über das Ende erzählter Geschichten die Nacherzählungen beeinflussen – die Reproduktionen werden in Richtung auf das jeweilige Ende hin „verzerrt“ (retrospective bias; Koch/Welzer 2004). Dazu später mehr.

(7) Schließlich ist noch das Problem der Persistenz von Erinnerungen zu erwähnen – dass einem also etwas nicht „aus dem Sinn geht“, obwohl man sich nicht daran erinnern möchte. Dieses Phänomen tritt besonders im Zusammenhang traumatischer Erfahrungen oder depressiver Erkrankungen auf und führt etwa dazu, dass die Patienten ständig über negative Ereignisse und schlechte Erfahrungen „nachgrübeln“. In diesen Symptombereich gehört auch die Übergeneralisierung solcher Erinnerungen in der Weise, dass etwa der ganze Lebensabschnitt, in den eine negative Erinnerung fällt, in dieser Tönung gesehen wird.

Solche scheinbaren Dysfunktionen des Gedächtnisses werden im Allgemeinen, wie gesagt, als etwas prinzipiell Negatives aufgefasst. Aber vieles von dem, was im Alltag als ärgerliches Versagen des Gedächtnisses erscheint, ist höchst funktional. Vergessen ist konstitutiv für die Fähigkeit des Erinnerns überhaupt, denn wenn wir alles erinnern würden, was im Strom der Ereignisse und im Inventar der Dinge, die uns in jedem Augenblick umgeben, prinzipiell wahrnehmbar und damit erinnerbar ist, hätten wir nicht die geringste Möglichkeit, uns zu orientieren und Entscheidungen darüber zu treffen, was als Nächstes zu tun ist. Vergessen ist also eine höchst funktionale adaptive Fähigkeit. Auch Blockierungsphänomene gehen auf eine adaptive Funktion zurück, nämlich die Inhibierung, die notwendig dafür ist, dass wir beim Abruf von Gedächtnisinhalten genau dasjenige erinnern, was wir gerade benötigen, und eben nicht alles andere auch noch. Blockierung ist mithin lediglich ein kleinerer Betriebsunfall in einem ansonsten höchst funktionalen System des gezielten Abrufs. Dasselbe gilt für die Selektivität der Wahrnehmung. Wir sehen in erster Linie das, worauf sich unser aktuelles Interesse richtet, alles andere verschwindet an den unscharfen Randbereichen unserer Aufmerksamkeit. Jeder weiß, wie eng die Aufmerksamkeit fokussiert ist, wenn man einen bestimmten Gegenstand, etwa einen Zettel mit einer Telefonnummer, in einer Schublade voller Papiere, Notizen, Visitenkarten etc. sucht. Aber auch generell finden aus einer beliebigen Situation nur die allerwenigsten Merkmale Eingang in das Arbeitsgedächtnis, und von dort wandert, wie gesagt, wiederum nur das wenigste in die Langzeitgedächtnissysteme weiter. Auch in den Vorgängen der Einspeicherung, der Aufbewahrung, des Abrufs und der erneuten Einspeicherung findet Selektion statt – Engramme können sich auflösen, wenn sie nicht aktiviert werden; in der Abrufsituation geht es gelegentlich nur um einen einzigen Aspekt eines komplexen Erinnerungszusammenhangs; beim Rückspeichern werden Merkmale der Situation, in der die Erinnerung abgerufen wurde, mit abgespeichert – kurz: Erinnerungsinhalte unterliegen in hohem Maße gebrauchabhängigen Veränderungen.

Dass das autobiographische Gedächtnis nicht zwischen „wahren“ und „falschen“ Erinnerungen unterscheidet, sollte Veranlassung geben, die Unterscheidung zwischen

„wahr“ und „falsch“ im Zusammenhang von Erinnerungen kontextspezifisch vorzunehmen. Ein Wahrheitsbegriff, der sich an der objektiven Rekonstruktion zurückliegender Sachverhalte orientiert, hat zweifellos in der Wissenschaft oder vor Gericht höchste Relevanz, aber juristische wie wissenschaftliche Wahrheitskriterien werden methodisch anders erfüllt als soziale. Gelten im ersten Fall nur durch codifizierte Verifikationsstrategien gesicherte Daten als „wahr“, bemisst sich Wahrheit im sozialen Alltag am Kriterium sozialer Übereinstimmung. Viele Erinnerungskonflikte zwischen Wissenschaftlern und Zeitzeugen und besonders die Durchmischungen von „Erinnern“ und „Gedenken“ gehen auf die chronische Vernachlässigung dieser Unterscheidungen zurück. Auch könnte man die Medialität des Gedächtnisses analytisch weit besser in den Griff bekommen, wenn man auf die tradierten, normativ codierten Unterscheidungen von wahren und falschen Erinnerungen verzichtet.

Die folgenden beiden Abschnitte liefern einige Hinweise, dass das Gedächtnis jedenfalls utilitaristisch als *eigene* Erinnerung betrachtet, was auch aus ganz anderen Quellen, etwa aus Erzählungen oder Filmen, stammen kam, was durch Kommunikation vielfältig überschrieben und umgeformt wurde oder überhaupt nur vorgestellt ist. Medialität ist für menschliches Gedächtnis konstitutiv.

3. Weitererzählforschung – eine Exploration

Die klassische Untersuchung zur Medialität des Gedächtnisses hat vor bald einem Jahrhundert Frederic Bartlett geliefert. Im bekanntesten seiner Experimente wurde Versuchspersonen, britischen Studenten von Bartlett, eine für sie exotische Geschichte vorgelegt, die sie lesen und anschließend nacherzählen sollten. Dabei kamen zwei experimentelle Settings zur Anwendung: in dem einen wurde die Versuchsperson aufgefordert, die Geschichte jemand anderem weiterzuerzählen, dieser hatte sie dann einem Dritten zu erzählen usw. – eine Variante des Kindergeburtstagsspiels „Stille Post“, allerdings mit einem komplexeren Inhalt. Dieses Verfahren bezeichnete Bartlett als „serielle Reproduktion“. In einem zweiten Setting wurde jeweils dieselbe Versuchsperson in Zeitabständen darum gebeten, die Geschichte erneut zu erzählen („wiederholte Reproduktion“). Die Geschichte selbst trug den Titel „The War of the Ghosts“ und entstammte dem Untersuchungsmaterial des Anthropologen Franz Boas. Sie war eine Art Märchen, das in einem nordamerikanischen Indianerstamm erzählt wurde, und der Geschehensverlauf dieses Märchens wich deutlich von Märchen ab, wie sie in der abendländischen Tradition erzählt werden. Die vorkommenden Namen (wie „Egulac“), Objekte (wie Kanus), Akteure (wie Geister) waren den Lesern so fremd wie der Plot der Geschichte, die also den Versuchspersonen einigermassen „strange“ vorkommen musste.

Bartlett verzeichnete im Fall der wiederholten Reproduktion schon am nächsten Tag signifikante Abweichungen von der Originalgeschichte; die Nacherzählungen wurden kürzer, moderner und nach westlichen Sinnkriterien logischer (Bartlett 1997 (1932), 66). Diese Veränderungen behielten dieselbe Richtung bei, wenn die Versuchspersonen, zum Teil nach Jahren, erneut gebeten wurden, „The War of the Ghosts“ nachzuerzählen. Zusammengefasst ergab die Untersuchung eine deutliche Neigung der sich erinnernden Personen, die Geschichte mit einem eigenen Sinn auszustatten – was Bartlett „Rationalisierung“ nannte: Über den Zeitverlauf hinweg zeigte sich eine immer größere Verdichtung des Erzählmaterials, die einem Prinzip des

„Sinnmachens“ („effort after meaning“) folgte – woraus Bartlett den Schluss zog, dass vorhandene kulturelle Schemata die Wahrnehmung und dementsprechend die Erinnerung in so hohem Maße prägen, dass Fremdes auf subtile und vom sich Erinnernden unbemerkte Weise zu Eigenem wird. Das heißt, die Geschichte wurde aller überraschender, merkwürdiger und unlogischer Aspekte entkleidet, zugleich wurden Merkmale (Namen, Objekte) in die Geschichte importiert, die den kulturellen Schemata der Erzähler entsprachen (1997, 86 ff.). Aus Kanus wurden Boote, Namen entfielen oder wurden in weniger ungewöhnliche verwandelt; selbst das Wetter, das die Stimmung der Geschichte unterlegte, wurde britischer. Erst wenn die Nacherzählung eine hinreichend stereotype Form erreicht hatte, veränderte sie sich im weiteren Verlauf kaum noch. Kurz: die sich erinnernden Personen nivellierten die Geschichte auf eine Art Standardformat und machten sie damit von einer fremden zu einer eigenen. Bartletts allgemeine Schlussfolgerung lautete, dass diese Tendenz zum Heimisch-Machen, das zweifellos einem kulturellen Muster folgt, ein machtvoller Faktor in allen Wahrnehmungs- und Wiedergabevorgängen sei (1997, 89) und dass – noch allgemeiner – die exakte Wiedergabe von Wahrgenommenem, Gehörtem, Gesehenem die Ausnahme und nicht die Regel sei (1997, 61 u. 93). Im Verfahren der seriellen Reproduktion zeigten sich ähnliche Effekte: Auch hier wurde verkürzt, verdichtet, importiert, rationalisiert.

Bartlett hat eine Erzählung aus einer fremden Kultur verwendet, die er zur Nacherzählung westlich geprägten Probanden vorlegte. Auch Geschichten, die über die Zeit des Nationalsozialismus erzählt werden, enthalten Fremdheitselemente: Sie berichten von Erlebnissen aus einer anderen Epoche, einer anderen Gesellschaft. Diese Berichte werden von den Angehörigen der Nachfolgegenerationen immer aufgrund der Erfahrung ihrer eigenen Kultur und Zeit interpretiert.

Für unsere Exploration zur seriellen Reproduktion haben wir¹ als Ausgangserzählung einen Bericht von Ralf Dahrendorf (1995) gewählt, der einem Vortrag – gehalten aus Anlass des 50. Jahrestags des Kriegsendes – entstammt.

Dass es zu Ende ging, sagt uns nicht nur das näher kommende Artilleriefeuer, sondern auch die Tatsache, dass die ansehnlichen Damen im Haus nebenan, die noch vor kurzem allerlei hohen SS-Besuch gehabt hatten, weiße Bettlaken aus den Fenstern hängten. Zur gleichen Zeit (das erfuhren wir erst später) hatte der preußisch-aufrechte Offizier aus dem Ersten Weltkrieg ein paar Häuser weiter zuerst seine Frau, dann sich selbst erschossen.

Dann kamen die ersten sowjetischen Soldaten den Süntelsteig herauf, zwei junge Offiziere aus Leningrad, die deutsch sprachen und uns hoffen ließen. Lange währten die Hoffnungen nicht. Ein paar Stunden später gingen wir mit Drahtscheren daran, Lücken in die Gartenzäune zu schneiden, damit die Frauen fliehen konnten, wenn an der Vordertür sowjetische Soldaten Einlass begehrten. Die Angst ging um, und Willkür herrschte. Ein Sowjetsoldat hoch zu Ross sah eine schluchzende Frau, der ein anderer Soldat gerade ihr Fahrrad weggenommen hatte; ihn packte das Mitleid und er gab der ratlosen Frau sein Pferd.

¹ Die Untersuchung ist wie dieser Textabschnitt in Zusammenarbeit mit Torsten Koch entstanden (vgl. Koch/Welzer 2004).

Manche machten sich auf zu den Geschäften im U-Bahnhof Onkel Toms Hütte, deren Eigentümer das Weite gesucht hatte. Was nicht niet- und nagelfest war, und zuweilen auch das, wurde geplündert; nur in dem Buchladen war ich fast allein und holte mir vom Regal ein halbes Dutzend Rütten & Löhningen-Bände mit romantischer Lyrik, die ich noch heute besitze – wenn das das richtige Wort für gestohlenen Gut ist ...

Gerüchte kamen auf, ohne dass irgend jemand ihren Ursprung kannte. Mein Freund und ich folgten ihnen in ein SS-Warenlager, wo wir einen halben Zentner rohes Fleisch auf eine Holztrage luden und nach Hause schleppten, wo meine Mutter es dann im Waschkessel unten im Keller kochte, damit es sich hielt. (Dahrendorf 1995, 11 f.)

Was geschieht nun, wenn diese Geschichte von Studierenden reproduziert wird? Bemerkenswert ist grundsätzlich – und das entspricht Bartletts Befunden – dass Erinnerungseinheiten, an die die Weitererzähler aus ihrer eigenen Erfahrungswelt anknüpfen können, wenig Schwierigkeiten bei der Reproduktion machen. Der Zusammenhang etwa, dass Hoffnung aufkam, weil die jungen Offiziere aus Leningrad Deutsch sprachen, spiegelt vielleicht eine alltagspraktische Erfahrung aus Fremdheitssituationen, dass die meisten Probleme lösbar sind, wenn zunächst mal eine sprachliche Verständigungsmöglichkeit hergestellt ist. Unsere Probanden hatten wenig Probleme, solche Erzählelemente wiederzugeben. Schwieriger verhält es sich dagegen mit Erinnerungseinheiten, die sowohl hinsichtlich der Erfahrungsnähe als auch der Plausibilität den Weitererzählern eher ferne scheinen, wie etwa die Geschichte mit den Drahtscheren, mit denen die „Wir“-Gruppe des Ich-Erzählers Dahrendorf daranging, „Löcher in die Gartenzäune zu schneiden“. Eine entsprechende serielle Reproduktion kann dann so aussehen:

Und dann war auch etwas über... die Gartenschere genommen und die Bäume abgeschnitten, damit die Frauen laufen konnten.

Oder so:

Und es wurden dann irgendwie riesige Löcher in die Zäune vor dem Haus reingeschnitten, mit irgendsoeinem Messer, damit die Leute dann halt aus dem Haus irgendwie wieder rausgekommen sind, also praktisch flüchten konnten.

Oder so:

Ja, die Rote Armee kam dann auch und ist dann anscheinend durch den Zaun, und... nee, Quatsch. Die Rote Armee kam ins Haus und hat dort geplündert und die Leute sind anscheinend, ich glaube, geflüchtet und durch den Zaun, in den sie irgendwie Löcher geschnitten hatten. Muss wohl ein ziemlich großer Zaun gewesen sein.

Im ersten Beispiel ist interessant, dass die Reproduktion einer eigenen Plausibilität folgt, sobald ein Erzählelement abweichend erinnert wird: Hier ist aus der Drahtschere eine Gartenschere geworden, mit der man folgerichtig irgendetwas im Garten beschneidet. Der eigentliche Plot der Ausgangserzählung, dass die Aktion der Rettung der Frauen dient, bleibt hier aber nichtsdestoweniger erhalten. Das zweite Beispiel zeigt einen Weitererzähler, der sich bemüht, die Erinnerungsaufgabe zu erfüllen, und sich dabei um Plausibilität nicht sonderlich bemüht: Hier kehrt die Vordertür, an der

die Soldaten in Dahrendorfs Geschichte Einlass hätten begehren können, semantisch irreführend in den „Zäunen vor dem Haus“ wieder, aus der Drahtschere wird ein Messer, und die reproduzierte Erzählung ist insgesamt etwas verwirrend geworden. Das dritte Beispiel zeigt einen expliziten Vorgang des Sinnmachens. Hier spielt sich die Geschichte nicht mehr wie bei Dahrendorf im Potentialis einer Bedrohung ab, sondern ist wirkliche Geschichte geworden: „Die Rote Armee“, von der in der Ausgangserzählung übrigens begrifflich nicht die Rede war, „hat geplündert“, die Bewohner „sind geflüchtet“. Der verbleibende Rest an Inplausibilität wird durch eine eher ratlose, aber deutlich konstruktive Überlegung bewältigt: „Muss wohl ein ziemlich großer Zaun gewesen sein.“

Gerade solche Konkretisierungen ursprünglich bloß potentieller Gefahrensituationen haben wir auch im intergenerationellen Gespräch vielfach vorgefunden (vgl. Welzer et al. 2002, 81 ff.) – solche Substantialisierungen dienen offenbar vor allem dazu, die Personen, mit denen die Erzähler sympathisieren, in einen Zustand größter Gefahr und größter Bewährung zu versetzen, während die Rolle der Aggressoren noch einmal brutaler und rücksichtsloser erscheint. Bemerkenswert erscheint hinsichtlich der Reproduktionen der Dahrendorf-Geschichte vor allem, dass die Rolle der sowjetischen Soldaten ausgesprochen stark negativ schematisiert ist. Man könnte hier von einer Inkubation von Stereotypen in der Reproduktion sprechen, wie sie auch im intergenerationellen Gespräch anzutreffen ist.

Eine Interferenz des semantischen Gehalts der Ausgangserzählung und erinnerungskultureller Deutungsmuster, wie sie in der Bundesrepublik standardisiert worden sind, zeigt das folgende Beispiel einer seriellen Reproduktionskette:

Und dann ähm, ist er dann in einem Buchladen [...] und holt sich da romantische Lektüre, die er bis heute immer noch hat, wobei er meint ja, wenn er das überhaupt behalten kann, weil es ja geklaut ist von den ganzen Juden. (1. Reproduktion)

Dann geht er noch in einen Buchladen und kauft sich Liebesromane und die hat er bis heute noch und er will aber nicht sagen, ob er die gekauft hat oder geklaut hat. (2. Reproduktion)

Und anschließend habe er sich dann noch ein paar Bücher gekauft, und diese Bücher, die soll er jetzt angeblich noch besitzen, und macht daraus ein Geheimnis, was es jetzt mit diesen Büchern auf sich hat, ob die jetzt geklaut sind oder verboten, was auch immer... (3. Reproduktion)

Die bei Dahrendorf nur juristisch fragwürdige Aneignung der Bücher wird in der Reproduktion durch eine Angehörige der Enkelgeneration deshalb problematisch, weil die Bücher ursprünglich „den ganzen Juden“ gehört hätten – hier interferieren offensichtlich zeitgenössische Diskussionen über Aneignung und Restitution mit den Elementen einer Erinnerungserzählung, die damit überhaupt nichts zu tun hat. In der zweiten Reproduktion taucht der opake Zusammenhang der Herkunft der Bücher nur noch in der Form auf, dass der Erzähler „nicht sagen will“, ob sie gekauft oder gestohlen waren, was in der dritten Reproduktion dann wiederum Anlass gibt, „ein Geheimnis“ darin zu sehen, „was es jetzt mit diesen Büchern auf sich hat“ – und hier ist

es, als transportiere sich die moralische Fragwürdigkeit, die sich in der ersten Reproduktion auf die Herkunft der Bücher aus jüdischem Besitz gerichtet hatte, bis in die dritte Weitererzählung und löse sich in einem allgemein Unheimlichen auf.

Dass etwas Mysteriöses mit den geklauten Büchern verbunden wird, zeigt auch das folgende Beispiel, das vor allem den konstruktiven, hier geradezu epischen Charakter der seriellen Reproduktionen zeigt und keiner Kommentierung bedarf:

Und diese Bücher hat er immer noch bei sich, ja, als Erinnerung, obwohl sie dann irgendwie gestohlen sind. (1. Reproduktion)

Und, es ist irgendwie ein Sprung gemacht worden, dann wurde gesagt, dass der Autor, der diese Geschichte geschrieben hat, sich irgendwann nur noch in seinen vier Wänden verkrochen hat, also in einem Zimmer in seinem Haus und gar nichts mehr gemacht hat, nicht mehr rausgegangen ist, sondern nur noch lyrische [...] Bücher gelesen [...]. So, und die hat er dann bis an sein Lebensende behalten und hat so irgendwie seinen Lebensabend vertrieben. (2. Reproduktion)

Es geht um den Autor, der sich dann außer dieses Buchs irgendwie in sein Haus zurückgezogen hat und hat bis an sein Lebensende nur noch lyrische Bücher gelesen und geschrieben. Ähm. Ja, das eben bis zu seinem Lebensende. (3. Reproduktion)

Ein letztes Beispiel für die rastlose Tätigkeit des Sinnmachens, die die seriellen Reproduktionen prägt:

Ähm, . wir liefen mit meinem Freund zu einem SS-Warenlager und wollten da ein bisschen Fleisch nehmen. Äh, meine Mutter hat das dann in einem in einem großen Topf im Keller gekocht, damit das länger hält. (1. Reproduktion)

Auf dem Weg sind sie an so einem SS-Warenhaus vorbeigekommen, und meine Mutter hat sich da n bisschen Fleisch mitgenommen, und dass wir das dann abends kochen konnten. (2. Reproduktion)

Wir gehen an diesem Kaufhaus vorbei, meine Mutter will schnell noch Fleisch holen. (3. Reproduktion)

Hier wird der Akt des Plünderns sukzessive zu einer Verhaltensweise normalisiert, die der alltäglichen Erfahrungswelt der Reproduzenten entspricht: Man geht einkaufen, und weil man keine Zeit hat, springt man schnell in ein zufällig am Weg liegendes Kaufhaus und besorgt sich das Nötige. Aus dem SS-Warenlager wird dabei ein SS-Warenhaus und schließlich ein Kaufhaus – die ganze Geschichte wird veralltäglicht und die Sinnhorizonte werden einer selbstverständlichen Gegenwart eingeordnet.

Ein kurzes Resümee dieser Impressionen zeigt die von Bartlett festgestellten Merkmale der Reproduktion: Die Geschichte wird „modernisiert“ und bekommt eine Struktur, die mit den Sinnbedürfnissen der Gegenwart kompatibel ist. Die Geschichte wird also in einem sehr konkreten Sinn „angeeignet“ und heimisch gemacht. Das

Weitererzählen als konstruktiver Akt ist aber keineswegs eine individuelle Leistung, sondern folgt erinnerungskulturellen Normen, Schemata und Bildern, die insofern ein überpersonales Eigenleben zu haben scheinen, als sie in Weitererzählungen auch dann vorkommen oder in gesteigerter Version repräsentiert werden, wenn sie ursprünglich gar nicht oder in milderer Form vorhanden waren.

4. Importierte Erinnerungen

In Zeitzeugengesprächen spielen vorgefertigte Scripts, mediale formatierte Drehbücher und sozial abgestützte Narrative wichtige Rollen, ohne dass dies bislang systematisch untersucht worden wäre. In unserer Mehrgenerationenstudie „Opa war kein Nazi“ (Welzer et al. 2002) haben wir eine Reihe von Beispielen aufgelistet, in denen Filmsequenzen in autobiographische Erzählungen einmontiert wurden, ohne dass dies den Erzählern selbst bewusst gewesen wäre. So verdeutlicht etwa eine Passage aus dem Interview mit einer 1924 geborenen Frau, wie sehr sich ein massenmedial repräsentiertes Bildinventar über die lebensgeschichtliche Erinnerung legt bzw. deren Illustration liefert:

H.S.: *45 ist das gewesen und zwar im April, da hab ich äh da bin ich in äh Röderau gewesen, das war bei Riesa (hmhm), da wohnte meine Freundin, und da warn wir da bei den Eltern und da muss in der Nähe irgendwo so'n KZ gewesen sein, denn wir guckten zum Fenster und da kam so'n langer Zug (hmhm) (.), das warn alles KZ-Häftlinge (Ja.). Ah, das haben wir nicht begriffen, wir haben nur gesehen, daß die alle Fußlappen an den Füßen hatten, keine Schuhe und zerfetzte Kleidung und dann ä/ also furchtbar ausgemergelte Menschen, ne, und ich/ wir guckten zum Fenster raus und da, das sehe ich noch vor mir, diesen Zug seh ich noch vor mir, da waren auch viele Juden dabei, das sieht man ja dann immer, ne. # Und auch Ausländer/*

S.M.: *Woran hat man das gesehen? Die/ die/*

H.S.: *Na, die hatten, also die jüd/ Juden kann man schon erkennen, also die echten Juden, so mit der Nase und dann, vor allen Dingen hatten sie alle Bärte gehabt, weil sie sich ja nicht rasieren konnten und so weiter. Also die sahen furchtbar aus. Und die haben uns da einen haßerfüllten Blick zugeworfen (hmhm), daß ich da eigentlich mir das erste Mal Gedanken [leiser werdend] gemacht habe. Also, was sind das für Menschen und was ist mit denen und was haben wir mit denen gemacht, ne.*

Die hier verwendeten deskriptiven Elemente haben wahrscheinlich viel mit der Ikonifizierung (Brink 1998) bestimmter Bilddokumente zu tun, die sich von ihrem historischen und sozialen Entstehungszusammenhang gelöst haben und zu einem konvertierbaren Bestandteil des sozialen Bildgedächtnisses geworden sind – das reicht in diesem Beispiel von den „Fußlappen“, die die Häftlinge tragen, bis hin zu ihren „Bärten“.

Es müssen aber nicht nur visuell repräsentierte Inventare des sozialen Gedächtnisses sein, die den Erzählern die Modelle für ihre Geschichten liefern: Ein anderer Erzähler greift zum Beispiel auf Wilhelm Busch zurück, um auch mal eine spaßhafte Episode aus der unmittelbaren Nachkriegszeit zum Besten zu geben:

Der Iwan, den haben wir ja auch noch ausgetrickst, ja. Hier nebenan hatte der 'n Tabaklager und, naja, Hunger hatten wir immer, also essen konnteste immer was, also morgens haste vom Mittag Deine Schnitten zugeteilt gekriegt, zwei mit Sirup oder irgendsowas, also so, daß jeder gesagt hätte, 'ne Stulle hätteste immer essen können. Na, jedenfalls, was haben wir gemacht, hatten sie alles verriegelt, verrammelt da ihr Tabaklager da die Iwans, dann haben wir von oben ausgeschnitten da 'ne Scheibe, war so 'n Dachfenster. Von da aus haben wir mit 'ner Angel den Tabak hochgeangelt. Ja, und von da aus sind wir dann 'n Stück weiter, war dann hier 'ne Bäckerei, und da hat dann der Iwan Brot gebacken hier für die irgendwie für die Gegend, ich nehme an, für irgendwelche Kompanien oder Kommandanturen oder so was ähnliches, hat der dann Brot gebacken, na, und dann haben wir dann getauscht. Dann haben wir dem Iwan seinen Tabak geklaut und dafür hat der uns das Brot gegeben.

Hier liefert offensichtlich die Geschichte von „Max und Moritz“, die der Witwe Bolte die Hühnerbeine durch den Schornstein vom Herd wegangeln, die Vorlage für die Erzählung vom „Austricksen“ des „Iwans“. Diese Erzählung wird dann durch einen Plot angereichert, der „Tom Sawyer“ entlehnt scheint: Jemandem genau das zu verkaufen, was man ihm zuvor gestohlen hat. Der Versuch, die Zeitzeugenerzählungen nach Modellen aus der Jugend- und Abenteuerliteratur zu durchforsten, lohnt durchaus: Hier finden sich Versatzstücke aus Karl May ebenso wie aus Grimms Märchen oder, klassisch, aus der Odyssee:

Unten, nicht, am Kap, diese riesigen Stürme, ne, ... – ich hatte mich festgebunden am Mast –, das war ein tolles Erlebnis, ne? Sie können sich das vorstellen, haushohe Wellen, nicht, und dann die Albatrosse, die da immer, das war schon, nicht? Und dann nachts noch das Kreuz des Südens, nicht? Also das ist so in meiner Erinnerung, nicht, ne tolle Geschichte, nicht?

5. Das Gedächtnis und das Unbewusste

Wenn eine kommunikative Praxis Vergangenheit und Geschichte zum Gegenstand hat, geht es keineswegs nur um die Weitergabe von narrativen und inhaltlichen Versatzstücken, die so und so kombiniert werden können und werden, sondern immer auch um die Organisationsstruktur dieser Kombinationen, die vorab schon festlegt, in welchen Rollen welche Akteure überhaupt auftreten können und wie zu bewerten ist, was sie erlebt haben. Deshalb werden situative Umstände, Kausalitäten, Abläufe etc. so erinnert, wie es für die Zuhörer und Weitererzähler am meisten „Sinn macht“. Deshalb werden sowohl individuelle Lebensgeschichten wie die Geschichten von Kollektiven permanent im Lichte neuer Erfahrungen und Bedürfnisse, vor allem aber auch unter den Bedingungen neuer Deutungsrahmen aus der Gegenwart heraus überschrieben. Man könnte sagen, jede Gegenwart, jede Generation, jede Epoche schafft sich jene Vergangenheit, die für ihre Zukunftsorientierungen und -optionen den funktional höchsten Wert hat. Mit einem Gedächtnis, das immer dasselbe immer auf dieselbe Weise erinnert, wäre das nicht möglich.

Die konstitutive Medialität des Gedächtnisses bedeutet zugleich, dass das Wahrnehmen, Deuten und Handeln offenbar immer viel mehr Faktoren einrechnet, als bewusst zugänglich sind. Vor diesem Hintergrund ist Autobiographie, wie der Psychologe Mark Freeman formuliert hat, keine Frage der Repräsentation eines Lebens, sondern das Ensemble der vielfältigen Quellen, die das Selbst ausmachen (Freeman 2001, 40). Es ist ein „kommunikatives Unbewusstes“, das diese Quellen verbindet und grundsätzlich auf mehr „Wissen“ basiert, als jedem einzelnen Handelnden und auch allen zusammen bewusst verfügbar ist. Wesentliche Bestandteile unseres Selbstgefühls, unserer Handlungsorientierungen und unseres Gedächtnisses operieren auf unbewusster Grundlage – nicht in dem Sinne, dass es hier um „Verdrängtes“ oder „Abgespaltenes“ ginge, sondern im Sinne eines funktionalen Unbewussten, das aus operativen Gründen jenseits der Bewusstseinschwelle angesiedelt ist. Würden alle mentalen Operationen unter bewusster Kontrolle ablaufen, wäre man überfordert und handlungsunfähig. Insofern wäre es an der Zeit, dem Unbewussten einen viel positiveren Status zuzuschreiben, als es Freud und die Psychoanalytiker nach ihm getan haben: Das Unbewusste ist für die menschliche Existenz höchst funktional, weil es das bewusste Handeln durch Entlastung effizienter und freier macht. Man könnte in diesem Sinn in Umkehrung des berühmten Freudschen Diktums sogar sagen: Wo ich war, soll es werden.

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2001): Wie wahr sind Erinnerungen? In: Harald Welzer (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg, 103-122.
- Bartlett, Frederic C. (1997): Remembering. A study in Experimental and Social Psychology. (Erstver. 1932). Cambridge.
- Dahrendorf, Ralf (1995): Die Stunde Null: Erinnerungen und Reflektion. In: Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg (Hg.): Hamburg 1945: Zerstört. Befreit. Hoffnungsvoll? Dokumentation der Vorträge von Ralf Dahrendorf, Margarete Mitscherlich und Ralph Giordano. Hamburg, 11-129.
- Donald, Merlin (2001): A mind so rare. The evolution of human consciousness. Norton.
- Koch, Torsten und Harald Welzer (2004): Weitererzählforschung, in: Th. Hengartner und B. Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Biographie- und Erzählforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann zum 65. Geburtstag. Berlin.
- Markowitsch, Hans J. und Harald Welzer (2005): Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stuttgart.
- Schacter, Daniel L. (1999): The seven sins of memory. In: American Psychologist 54, 182-201.
- Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall (2002): „Opa war kein Nazi!“ Nationalsozialismus und Holocaust im deutschen Familiengedächtnis. Frankfurt a. M.
- Wilkomirski, Benjamin (1996): Bruchstücke. Frankfurt a. M.